

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Norddeutsches Volksblatt. 1887-1918 7 (1893)**

170 (5.9.1893)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-226694](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-226694)

# Norddeutsches Volksblatt.

Organ für Vertretung der Interessen  
des werththätigen Volkes.

Redaktion und Expedition: Bant, Adolfsstraße Nr. 1.

Er scheint täglich  
mit Ausnahme der Tage nach Sonn-  
und gesetzlichen Feiertagen.  
Inserate die vierteljährliche Seite 10 x  
bei Wiederholungen Rabatt.  
Vertheilungsliste Nr. 4787.

Abonnement  
bei Vorauszahlung frei in's Haus:  
vierteljährlich . . . 2,10 Mk.  
für 2 Monate . . . 1,40 "  
für 1 Monat . . . 0,70 "  
incl. Postbefreiung.

Inseraten-Aannahme für die laufende Nummer bis spätestens Mittags 1 Uhr. Größere Inserate werden früher erbeten.

Nr. 170.

Bant, Dienstag den 5. September 1893.

7. Jahrgang.

## Das Märchen von der christlichen Nächstenliebe.

Der große Katholikentag zu Würzburg mag sich bei seiner Eröffnung äußerlich ganz imposant ausgenommen haben, um so kläglicher erscheint die Inhabtlosigkeit seiner Verhandlungen gegenüber den großen Zeitfragen. Da ist kein einziger leuchtender Gedanke aufgetaucht; es kam nur zum Ausdruck, daß mit dem Ende des „Kulturkampfes“ der Ultramontanismus in Deutschland nicht mehr recht weiß, wohin er die Spitze seiner Thätigkeit richten soll. Sich mit den Regierungen veröhnen und sich beim Volke doch den Schein einer volksthümlichen und oppositionellen Partei wahren — für diese schwierige Aufgabe hätte schließlich auch der erfindereiche Geist eines Windthorst nicht ausgereicht. Windthorst starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm; seine Nachfolger werden die Waisensperiode des Zentrums überleben, so weit sie nicht schon überlebt ist.

„Gegen die „Arelchren“ des Sozialismus ist von der Versammlung gleich bei der Eröffnung Stellung genommen worden. Man müsse, hieß es, die Wurzel des Übels austreten, indem man zu dem Glauben zurückkehre und den Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ zur Wirklichkeit werden lasse.

Zweitausend Männer riefen Bravo zu dieser Redensart und wollten doch ernst genommen werden! Für uns kann ein solches Schauspiel nur von komischer Wirkung sein und mit der größten Gemüthsruhe von der Welt können wir zusehen, wie die Herren Ultramontanen versetzen, „das Uebel mit der Wurzel auszurotten“.

Aus der Bibel kann man so ziemlich Alles herauslesen und wenn der Katholikentag dem Sozialismus mit einem Biletspruch aufzutreten will, so könnten auch wir, Angesichts der Thatfache, daß man es mit lauter Vertreten der reichen und wohlhabenden Klassen beim Katholikentag zu thun hat, uns auf einen Biletspruch berufen, der da lautet: „Ober wird ein Kamel durch ein Nadelohr gehen, als daß ein Reicher in das Himmelreich kommt!“ Aber für uns ist die Bibel keine überirdische Offenbarungsquelle, sondern ein Buch, wie andere Bücher auch, wie Thomas Münzer schon vor mehr als vierhundert Jahren auch gesagt hat. Darum wollen wir uns nicht in das Gestrüpp des Bibelausdeutens begeben, sondern auf dem Boden realer Verhältnisse bleiben.

Es ist gewiß ein schöner Spruch, vielleicht der schönste der Bibel, welcher andersieht, den Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben. Aber in der kapitalistischen Gesellschaft muß dieses Wort, so gut und menschlich es klingt, im Grunde verhallen. Gar manche „Heilige“ und manche großen Kirchenlichter haben schon den Individualismus bekämpft, welcher das Wesen der modernen Gesellschaft ausmacht und in seinen Konsequenzen die Nächstenliebe einfach zur Illusion werden läßt, indem er notwendiger Weise zum Egoismus wird. Schon die Kirche des Mittelalters, die in ihren sozialen Aufgaben sich weit höher gestellt hatte als die heutige, kam nur wenig über die Wohlthätigkeit hinaus; die Kirche von heute hat sich den kapitalistischen Interessen anbequemt. Die ultramontane Partei hätte ihre „Nächstenliebe“ zeigen können, als es galt, durch eine einschneidende Arbeiterbeschützungsgebung schwache Frauen und Kinder gegen den ausbeutenden Meloch der Großindustrie zu schützen; man wird sich aber wohl erinnern, welche zarte Rücksicht damals der Ultramontanismus auf die kapitalistischen Interessen genommen hat.

Es giebt ultramontane Kapitalisten und Großunternehmer genug, namentlich am Rhein, des Deutschen Reiches „Pflanzengasse“. Wenn einer dieser industriellen Ultramontanen durch seine Konkurrenz die Geschäfte einer Anzahl Kleinmeister vernichtet und eines dieser Opfer läme zu ihm hätte ihn, die Konkurrenz einzuweihen, weil man doch „den Nächsten wie sich selbst lieben“ würde, was wir e dazu der Großindustrielle sagen? Er würde jedenfalls sagen, der Kleinmeister sei — verrückt. Was sein; dann ist es aber nicht weniger verrückt, wenn auf einem Katholikentage der Spruch gethan wird, man müsse mit der „christlichen Nächstenliebe“ die Wirkungen des kapitalistischen Konkurrenzkampfes aufheben.

Der, wenn ein ultramontaner Arbeitgeber, um besser konkurrenz zu können, Löhne herabsetzt und Arbeiter entläßt — wie würde er die Arbeiter anschnauzen, wenn sie ihm sagten, er dürfe solche Maßregeln nicht gegen seine Nebenmenschen zur Anwendung bringen, sondern müsse dieselben „wie sich selbst“ lieben! Da wird sich zeigen, daß der ultramontane Kapitalist nicht seinen Nächsten, sondern den Mehrwerth über Alles liebt, und daß ihm bei allen Redensarten von der ewigen Seligkeit in diesem irdischen

Jammerthal denn doch der Profit die Hauptsache ist, genau wie bei dem liberalen und konservativen Kapitalisten.

Ein Sprichwort sagt, der Reichtum mache gewöhnlich das menschliche Herz schneller hart, als tosendes Wasser ein Ei. Wie sehr dies zutrifft, sieht man aus dem ganzen Verhältnis der kapitalistischen Welt zur Armut. Es ist Thatfache, daß heutzutage die Armut häufig zum Verbrechen gestempelt wird, ganz abgesehen von dem Hochmuth und der Verachtung, welche von den herrschenden Klassen ganz offen gegen das die Gesellschaft erhaltende Proletariat zur Schau getragen werden. Der Kapitalismus mit seinem erdarmungslosen Kampf Aller gegen Alle ist ein System, von dem die „christliche Nächstenliebe“ vollständig erbtötet wird. Darum hat die bürgerliche Gesellschaft auch niemals zu einer ernsthaften Bekämpfung der Armut, sondern nur zu einer kümmerlichen und heuchlerischen „Wohlthätigkeit“ bringen können.

Auch der ultramontane Politiker soll seine „Nächsten“ doch wenigstens sozial lieben, um ihnen nicht solche abgeschabten Fabeln von der angeblichen christlichen Nächstenliebe in der Zeit des Kapitalismus vorzugaukeln.

## Politische Rundschau.

Bant, den 4. September.

— Das Auswanderungsgesetz wird dem Reichstag in der Herbsttagung neubearbeitet vorgelegt werden.

— Die Berliner Steuerkonferenz. Die im Laufe der nächsten Woche beginnenden Beratungen von Kommissarien der Bundesstaaten werden der Nordd. Allg. Ztg. zufolge im Reichshausamtag stattfinden. Vielleicht profitirt der neue Reichshausagelretar Graf Poladowski-Wehren ein bisschen von diesem Anschauungsunterricht.

— Der Kolonialrat ist zum 19. September einberufen worden. Da werden wohl neun Millionen für die afrikanischen Sandbüchsen gefordert werden, auf daß auch der Steuerzahler etwas von der Schönheit kolonial-politischer Abenteuer verlor.

— „Des neuen Segens sei gewärtig.“ Nach einem für das britische Parlament berechneten offiziellen Ausweise wird jetzt bereits in deutschen regierungsfreundlichen Zeitungen herorgehoben, daß die Ausgaben für unsere Marine so gering seien. Nach dieser englischen Berechnung zählt England für seine Seemacht jährlich etwa 18 480 916 Pfd. Sterl. Von den Staaten des „Zweibundes“ geben aus:

Frankreich jährlich	10 694 860 Pfd. Sterl.
Rußland	5 040 137 „
Zusammen	15 734 997 Pfd. Sterl.

Die Staaten des Dreibundes sind „nur“ wie folgt belastet:

Deutschland mit	4 795 570 Pfd. Sterl.
Oesterreich-Ungarn	1 189 662 „
Italien	4 515 636 „
Zusammen	10 500 868 Pfd. Sterl.

In diesen Artikeln wird die Moral von der Geschichte, daß unsere Marine einer Verstärkung bedürfte, noch nicht gezogen, den Kommentar überläßt man vorläufig den Lesern, diese ersten Artikel sind nur Plomiere, welche den Weg bahnen sollen. Später wird man darauf hinweisen, daß der „Zweibund“ jährlich 5 Mill. Pfd. gleich 100 Mill. Mark mehr für seine Seemacht ausgiebt als der Dreibund, und daß Deutschland noch nicht die Hälfte zu diesem Zwecke aufbringt wie Frankreich und sogar noch weniger wie Rußland. Wer noch daran zweifelt, daß die Regierung dem Reichstage hohe Marine-Forderungen vorlegen wird, der warte noch einige Wochen, — dann sprechen wir uns wieder. Die „Rdn. Volksztg.“ weist darauf hin, daß, nachdem Deutschland seinen Randarmee so erhöht hat, in Sachen der Marinervermehrung wenigstens auch die beiden anderen Dreiebundstaaten wohl etwas thun können. „Sowas gilt das von Italien, dessen ganze Existenz von seiner Mittelmeerstellung abhängt. Die Stärke Deutschlands wird sich immer vorwiegend auf dem Lande geltend zu machen haben, aber Italien sollte eine Seemacht ersten Ranges sein. Wird die italienische Marine von einer französischen Mittelmeerflotte vernichtet, so steht den Franzosen ganz Italien offen, und es wird ihnen nicht schwer sein, eine Reihe blühender Küstenstädte durch Bombardements in Asche zu legen und hier und da zu landen. Darum sollte wenigstens die vereinigte italienisch-österreichische Flotte dem französischen Mittelmeer-Geschwader gemachien sein. Daß dagegen Deutschland sich zur See so stark macht, um einem mit der russischen Flotte vereinigten französischen Nordsee-Geschwader gemachien zu sein, kann man nicht verlangen. Diese Kosten würden für uns geradezu unerwägung-

lich sein. Und welchen Zweck hat eine Vermehrung unserer Marine, wenn dieses Ziel doch nicht erreicht werden kann? Gegen Rußland allein sind wir jetzt schon zur See stark genug, das mag uns genügen.“ Schließlich sei noch bemerkt, daß in gouvernementalen Kreisen neuerdings auch die Verhaltung von zwei französischen Sionen in Kiel, welche beweise, daß auf Seiten unserer Feinde große Pläne für einen Angriff Deutschlands von der Seeherseite beständen, dazu benutzt wird, um für eine Marine-Vermehrung Stimmung zu machen.

— Der Kornpreis und die russische Zufuhr. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat in einem offiziellen Artikel den Nachweis zu führen versucht, daß Deutschland der russischen Roggenzufuhr nicht bedürfe. Sie hatte aber auch bemerkt, daß die Zulassung des russischen Getreides zu den vertragsmäßigen Zollätzen auf die Preisgestaltung in Deutschland keinen wesentlichen Einfluß ausüben würde. Gebitter bemerkt zu dieser letzten Darlegung das Organ der Brotvertheurer, die „Kreuzzeitung“: „Wir können die in dem letzten Satze aufgeführte Vermuthung, daß die Zulassung des russischen Getreides zu den vertragsmäßigen Zollätzen auf die Preisgestaltung in Deutschland voraussichtlich keinen wesentlichen Einfluß ausübe, nicht als richtig anerkennen. Die vermehrte Konkurrenz ausländischen Roggens auf dem deutschen Markt muß notwendig einen Preisrückgang hervorbringen, denn der Roggenpreis wird eben in Deutschland gemacht.“ Die „Kreuzzeitung“ hat Recht, die vermehrte Zufuhr wird den Preis drücken. Dieser eine Grund aber, daß die Zufuhr russischen Roggens den Getreidepreis senke, genügt schon, um die Forderung, daß der Differential (Zollunterschied) für russisches Getreide beseitigt werde, als dringend notwendig zu erweisen. Unsere „milden Staatsmänner“ haben nun bis zum 1. Oktober Zeit, über die Möglichkeit des Abschlusses eines guten Vertrages nachzudenken.

— Die Folgen des Zollkrieges. Aus Elbing schreibt man der „Frank. Ztg.“: Der Zollkrieg ist auf die Eisenindustrie unseres Vlatzes, die zur Hauptsache durch das Schichau'sche Werk, das Häuber'sche Walwerk und die Neufeld'sche Blechwaarenfabrik vertreten ist, schon jetzt von nachtheiligem Einfluß gemacht. Die Aufträge aus Rußland für die Werke sind nicht nur ausbleiben, sondern auch, soweit sie vor dem 1. August erfolgt waren, zum großen Theile wieder zurückgezogen worden. So ist ein Auftrag an Schichau zur Erbauung eines Dampfers im Preise von rund 100 000 Mk. zurückgezogen worden, weil der Eingangszoll für dieses Schiff das nette Stämmchen von 40 000 Mk. ausgemacht hätte. Die Folge mangelnder Aufträge aus Rußland ist die Entlassung einer Anzahl Arbeiter auf der hiesigen, wie auf der Danziger Werk der Firma Schichau.

— Moderne Staatsretterei. Fast ungläubliche Mittheilungen über die staatsverhaltende Thätigkeit eines Postdirektors bringt die „Wärf. Arbeiterzeitung“ aus Elsey bei Hohenlimburg. Der Tischler Peters bekam öfters Postsendungen, welches wohl dem Postdirektor v. Puttkamer — der Name besagt schon viel — „verdächtigt“ vorgekommen sein muß. Als nun wieder aus Berlin ein Paket mit Druckschriften an Peters adressirt kam, untersuchte er dasselbe. Es enthielt Druckschriften, überschrieben „Das Bildungsmonopol“. Er las dieselben „sorgfältig“ durch, und als er auf eine, seiner Ansicht nach „staatsgefährliche“ Stelle stieß, machte er einen vicken Strich an dieselbe und schickte das ganze Paket im alten Umschlage, doch mit dem Vermerke versehen: „Beschlagnahme wegen Aufreizung gegen die Staatsgewalt“ an den Ersten Staatsanwalt in Hagen. Dieser hatte auf das Vergehen des Herrn v. Puttkamer keine andere Antwort, als daß er das Paket an die richtige Adresse, an unseren Genossen Obr. Peters in Elsey, gelangen ließ. Nachträglich verlangte der Postdirektor, als er erfuhr, welche unermartete Entladung seine Denunziation gefunden hatte, von Herrn Peters den Umschlag des Pakets. In welchem Zwecke, ist unbekannt. Aus diesem Vorfall ergibt aber, wie sonderbar das Postwesen in Deutschland mitunter gehandhabt wird. In manchen Kreisen scheint man sich immer noch unter dem Sozialistengesetz lebend zu wähnen.

— Nur immer weiter so! Aus Weßfalen berichtet die „Westfälische Lehrerzeitung“: „Bei der öffentlichen Schulprüfung erhielt ein Lehrer den Auftrag, im Deutschen zu prüfen. Hierbei kam er auch auf das behandelte Gedicht: „Das Riesenpielzeug“ von Chamisso zu sprechen. Nachdem es von den Schülern gesprochen war, ließ der Lehrer den Inhalt anfragen und entwidete sodann den Grundgedanken dieser Sage. Auf die zusammenfassende Frage: „Was lehrt und also diese Sage?“ erhielt er sodann die zutreffende Antwort: „Diese Sage lehrt uns,

das auch der geringste Arbeiter (der Bauer im Gebicht) notwendig sei zur Erhaltung der Großen dieser Erde (im Gebicht: der Riesen). Wurde schon bei der Entwicklung dieses Grundgedankens die Haltung der anwesenden Herren Fabrikanten und Schulvorstands-Mitglieder eine sehr unruhige, so sahen diese bei der Zusammenfassung ihre Zustimmung durch lautes Schreien und Pfusten zu erkennen. Und nach der Prüfung erhielt der Lehrer anstatt des viel-leicht erwarteten Lobes über seine gute Leistung in un-berechtigter Weise — die bestigsten Vorwürfe über die „Verbreitung sozialdemokratischer Ansichten und Ideen“. Alle Gegenvorstellungen des betreffenden Lehrers, er habe nur gelehrt, was das Gebicht enthalte, und er fühle sich nicht berufen, das Gebicht zu korrigieren, halfen nichts; er blieb ein halber Sozialdemokrat. Auch seine Beschwerden unter Verlesung des dritten Bandes von „Lüben und Rade“ (1883), der den Grundgedanken folgendermaßen angeht: Die Sage lehrt uns, daß der geringste Arbeiter wesentlich notwendig ist für die angenehme Existenz der sogenannten Großen auf der Erde,“ blieben ohne Beant-wortung. — Die hundertsten und hundertsten Spielbürger wissen, weshalb sie so empört sind. Selbst die Wahrheit in solch hemdopatschlicher Gabel ist „Gott“ für die Jugend, die vor der Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände pein-lich behütet werden muß im Interesse der „Großen“. Freilich die Sozialdemokratie wird dafür sorgen, daß keine schwarzer mehr vom Schweiß und Blut des wertvollsten Volkes leben.

— Vom sogenannten Patronaterecht! Zur Illustration des Patronaterechts der Großgrundbesitzer weiß der „Neue Oörl. Anz.“ folgendes Stücklein zu erzählen, das verdient in seinem vollen Umfange, der weitesten Öffentlichkeit übergeben zu werden:

In dem zu einem Kirchspiel vereinigten Gemeinden Sobra-Remsdorf und Sobra, in denen gegenwärtig die Kollation des Patronaterechts in den Händen eines Herrn, der Baronin v. Ranitz liegt, ist die Kantorstelle vakant, und aus der Reihe der Bewerber waren vier zu einer Dienstprüfung eingeladen worden. Diese fand am vorigen Dienstag statt, und zwar in Gegenwart der Frau Baronin, die nicht bloß dem Prüfungsausschusse beizuhören und die Aufgaben stellte, sondern sogar die Mühe nicht scheute, die Kandidaten, soweit ihr dies möglich schien, noch einer besonderen Prüfung zu unterziehen. Daß diese sich nicht mit den pädagogischen Fähigkeiten der Kandidaten beschäftigte, braucht nicht erst berichtet zu werden. Die erste Frage der Frau Baronin lautete: „Welche Stellung lesen Sie?“ und wenn die Antwort darauf die gewünschte Bestimmtheit und Klarheit vermissen ließ, fragte Frau v. Ranitz weiter: „Welches ist Ihre politische Gesinnung?“ oder: „Wie haben Sie bei der letzten Wahl gestimmt?“ Bei dem einen Kandidaten, der als Junggeizhals auf die erste Frage erwiderte, er halte gar keine politische Stellung und liefe im Schutze des „Neuen Oörl. Anzeigers“ oder ein konservatives Blatt, erweiterte die Frau Baronin noch ihren Fragenkreis in ganz besonders merk-würdiger Weise. Sie werden nämlich betrauten, welcher politi-sche Partei gehört denn ihr zukünftiger Schwiegerpapa an? Ja, die Dame ging noch weiter und wollte selbst wissen, was die zu-künftigen Verwandten des Kandidaten für eine Familie seien und — last not least — ob die Braut nicht etwa fälschlich sei. Der anwesende Pastor erweiterte dann noch dieses Spezialexamen, indem sich derselbe nach der scheinbaren Genehmigung der Kandidaten, ob orthodox, protestant oder mittelparteilich, freundlich er-kundigte. Nur einem der vier Kandidaten blühte nicht das Glück, in die Hände der Frau Baronin sein politisches Glaubensbekenntnis ablegen zu dürfen. Dafür war derselbe mit einem ausgedehnten Gelehrtenbrief ausgesetzt, der in einem warmen Empfehlungsschreiben des Grafen Krenn bestand. Dieses grüßte, um von vornherein jegliches Bedenken bezüglich der Gesinnungstüchtigkeit des Herrn Kandidaten zu entfernen. Nachdem die Schreiberin gehalten und die besondern Befürwörter der Kandidaten durch die Frau Baronin v. Ranitz überdört waren, schritt die aus Schul-vorständen und den Reichsräten der oben angeführten Gemeinden bestehende Kommission, der das Präsentationsrecht eingeräumt war, zur Wahl, und da ergab es sich zur allgemeinen Freude, daß der Kandidat Herr W. aus dem Bunzlauer Kreise durch seine erstere Beantwortung allgemein so vortrefflich gefallen hat, daß ein-stimmig beschlossen wurde, ihn der Frau Baronin mit der dringenden Bitte vorzuschlagen, diese Wahl durch ihre Befähigung zu sanktionieren. Diese Bitte sollte aber ein frommer Wunsch bleiben,

dem Frau v. Ranitz entschied anders. Sie wollte die Empfehlung des Grafen Krenn viel wertvoller erscheinen, als der einstimmige Wunsch der Gemeindeglieder, und so wählte sie für die Stelle nicht Herrn W., sondern den Protege des Grafen Krenn. Da aber ihr Patronaterecht über allen einflussreichen Mächten aller Schul- und Kirchenkörpers steht, werden die Gemeinden Sobra-Remsdorf und Sobra nicht den Kantor haben, den sie für ihr Kinder wollen, sondern den die Gutsbesitzer, oder richtiger gesagt, der Herr Graf Krenn für sie auszuwählen für gut befinden haben!

— Kennntenz der katholischen Gesellen-vereiner. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Köln ge-schrieben: Der katholische Gesellenverein hatte kürzlich eine Väderegelesen: Versammlung in sein Vereinslokal da-hier einberufen. Es handelte sich um Korrektur, resp. Ab-schwächung der in einer früheren öffentlichen Versammlung gefaßten Beschlüsse in Betreff einer an den Reichstag zu richtenden Petition. Die Väderegelesen-Abteilung des katholischen Gesellenvereins hatte in dieser Versammlung nämlich nicht Ordre parirt, sondern — entgegen den Vor-schlägen ihrer Führer — zu einem großen Teil für die weitergehenden Anträge der „Gegner“ gestimmt! In der Versammlung wurde deshalb den Vereinsmitgliedern von den verstimmteten Herren der Kopf gewaschen; es schien jedoch nicht viel zu helfen, zumal eine größere Anzahl „Gegner“ erschienen waren und die unbotmäßigen Gesellen-vereiner in ihrem Widerstand unterstützten. So ging denn die Versammlung aus wie das Hornberger Schieszen, trotz-dem der bekannte Herr Haffner seine ganze Verehrtheit zu Gunsten der gemäßigtenen Vorschläge ausgedehnt hatte. Beiläufig bemerkt, gab auch dieser Bezirksvorort der sanfteren Tonart unumwunden zu, daß die Verhältnisse, unter denen die Väderegelesen leben und arbeiten müssen, „weder christlich, noch menschlich seien“. In der Sache handelte es sich u. A. um die Frage, ob die von den Väderegelesen zu fordernde Sonntagsruhe sich auf volle 24 oder auf nur 20 Stunden erstrecken solle. Die „Gegner“ hatten in der früheren Versammlung die „radikale“ Forderung einer 24stündigen Sonntagsruhe durchgesetzt. Die Leiter des katholischen Gesellenvereins befürworteten dagegen die „leichter“ erreichbare 20stündige Ruhezeit; sie konnten das um so leichter, als sie ja nicht selber an Trog und Backofen zu hantieren brauchen.

— Die Flucht vor der Ferienkolonie. Das 1. Divisionsgericht der 29. Division, mit dem Siege in Freiburg, macht ein kriegsgerichtliches Erkenntnis bekannt, wonach nicht weniger als 60 Personen für fahnenflüchtig erklärt und demgemäß verurteilt worden sind; davon gehören 11 dem Landwehrbezirk Colmar, 29 dem Landwehr-bezirk Mühlhausen und 20 dem Landwehrbezirk Gebweiler an. Die fahnenflüchtigen sind sämtlich Elässer. Die Geldstrafen, zu denen sie verurteilt wurden, betragen von 160 Mark bis zu 1500 Mark.

— Auf der württembergischen Landes-Uni-versität in Tübingen werden im bevorstehenden Winter-Semester Vorlesungen gehalten über „Kommunismus, Sozialismus und Sozialdemokratie“, die Arbeiterfrage und die wichtigsten Aufgaben gegenwärtiger Sozialpolitik“, „die deutsche Krankheit, Anfall, Alters- und Invaliditäts-versicherung“. Diese Vorlesung ist ein erfreuliches Zeichen dafür, wie die soziale Frage in immer weitere Kreise bringt und zum Gegenstande des Studiums gemacht wird. Wenn wir auch wissen, daß das, was auf den Universitäten über Kommunismus, Sozialismus und Sozialdemokratie gelehrt wird, nicht identisch ist mit dem, was die Sozialdemokratie in Wirklichkeit erstrebt, so wird doch bei den Studenten das Interesse für unsere Partei erweckt und es wird Mancher derselben Veranlassung nehmen, die sozialistische Literatur zu studieren und mit dem zu vergleichen, was ihm nationalliberale Professoren als die angeblichen Ziele und Bestrebungen unserer Partei bezeichnen haben. Und das ist schon ein Gewinn.

Oesterreich-Ungarn.

Wien, 3. September. Der Reichtum gewährt der Besitzergasse nicht nur alle Vergnügungen, Zerstreuungen und Annehmlichkeiten des Lebens, sondern er verlängert auch die Lebensdauer. Die Reichen leben länger als die Armen, die durch Leberarbeit, Unterernährung und un-gesunde Wohnungen dahinstirben wie die Fliegen. Das be-weist wieder einmal das amtliche „Oesterreichische Statistische Handbuch“ vom Jahre 1893. In Wien stellt sich nach dieser Quelle das Sterblichkeitsverhältnis ganz verschiede-nen je nach den armen und reichen Bezirken. Während im Jahre 1892 im 1. Bezirk, in der City, im reichsten Viertel, die Paläste der Großen stehen, von je tausend Ein-wohnern bloß 11 starben, starben im 8., 2., 3., 15., 18. und 5. Bezirk schon 20—26; im 19., 14. und 17. Bezirk schon 25—30. Im armen Viertel von Wien, im zehnten Bezirk (Favoriten), wo zum großen Teile bedürftigste tschechische Proletarier haufen, wo auf ein Zimmer am meisten Bewohner kommen, starben sogar von je tausend Bewohnern 34. Die Sterblichkeit im armen Bezirke ist dreimal so groß gewesen als im reichsten. Die Armut ist ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird.

Frankreich.

Paris, 3. September. Die Stichwahlen zur fran-zösischen Kammer fanden heute (Sonntag) statt. Ueber das Resultat derselben berichten wir in nächster Nummer. Die französischen Sozialisten haben nummehr endlich, nachdem sich bei den Hauptwahlen die schlimmen Folgen der Zer-splüttiung so deutlich gezeigt haben, beschlossen, den Fraktionshader für die Stichwahlen zu begraben und sich dahin geeinigt, in keinem Wahlkreis mehr als einen Kan-didaten aufzustellen und auf diesen alle Stimmen zu wen-digen. Schade nur, daß man nicht schon vor der Haupt-wahl so vernünftig war. Mancher Sieg wäre erlitten worden, wo heute die Schlacht verloren ist, und manche Stichwahl hätte man sich erspart. Hoffentlich werden die Lehren der diesmaligen Wahl nicht für die Zukunft ver-loren sein.

Belgien.

Brüssel, 3. September. Die belgischen Sozialisten haben Anfangs Oktober einen außerordentlichen Kongreß, der sich mit dem neuen Programm und den Vor-berreitungen zu den bevorstehenden Wahlkampagne — in jedem Fall müssen bald Neuwahlen stattfinden — zu be-fähigen hat.

England.

London, 3. Sept. Das Unterhaus nahm mit 301 gegen 267 Stimmen die dritte Lesung der Homebill an. Lebhaftere Debatte bei den Nationalisten und Radikalen, die von den Tories sich erhebdend hütete und Lächer schwenkten. Beim Verlassen des Unterhauses wurden Gladstone von einer großen Volksmenge enthusiastisch be-grüßt.

— In dem Distrikt Leeds hielten gestern Nach-mittag 4000 Arbeiter eine Versammlung ab und be-schlossen einstimmig, den Ausstand fortzusetzen und keine Lohnherabsetzung anzunehmen.

— Einer Reutermeldung aus Buenos Ayres zu-folge haben sich die Truppen des Gouverneurs Corrientes empört. Der Kommissar der Nationalregierung griff die Rebellen in Santome (?) an, nahm die Stadt ein und plünderte sie. Der Kriegsminister entsandte heute Truppen, um die irregulären Truppen des Gouverneurs zu ent-waffnen.

Fürstin Baranow.

Novelle von Reinhold Drimann.

Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Wald nach Tagesanbruch und jede Hilfe zurückweisend hatte sich Rita am nächsten Morgen von ihrem Lager er-hoben. Sie entließ die übermüdete und ermüdete Pfliegerin mit der Versicherung, daß sie sich körperlich vollkommen wohl fühle, und sie nahm auch den Verkauf ihrer Kam-merfrau bei der Toilette nicht in Anspruch. Sie schien wunderbar ruhig und gefaßt; nicht einmal ihr Aussehen hatte sich merklich verändertes, und diese plötzliche demü-tigte Ergebung mußte bei der sonstigen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur etwas zwiseh Aufregendes haben. Nur als ihre Schwester Alice bei ihr eintrat und sie meizend in ihre Arme schloß, schien die Verweisslung noch einmal mit ihrer ganzen vernichtenden Gewalt über sie kommen zu wollen; aber es war nur eine kurze, rasch vorüber-gehende Anwandlung, und bald schritt sie, nur leicht auf den Arm des jungen Mädchens gestützt, hinaus, um an der irdischen Hölle ihres Knaben ungestört und allein mehrere Stunden lang zu verweilen.

Als sie wieder in ihrem Zimmer war, ließ sie Nordensfeld, der sich bis dahin absichtlich zurückgehalten, zu sich bitten. Schon die Art, in welcher sie ihm zur Begrüßung ihre Hand reichte, mußte ihm überzeugen, daß über Nacht eine seltsame, tieferegreifende Veränderung in ihr vor-gegangen war. Eine hebetvolle, milde Feuersicht war in ihrem Wesen, und Alles, was sie vorher ihm gegenüber scheu und besangen gemacht hatte, schien wie ausgelöscht aus ihrem Gedächtnis.

„Versuche nicht, mich zu trösten“, sagte sie ihm mit einer Handbewegung zum Wiederlegen an ihrer Seite ein-ladend. „Ich weiß ja, daß Du mit mir leidest, denn auch Dich hat er geliebt, auch Dir ist er gestorben! — Ich habe mich gestern thöricht und ungerecht gegen Dich benommen, aber ich sorge nicht, daß Du mir darum zürnest, denn

wer wollte mit einer Mutter in's Gericht gehen, die ihr einziges Kind sterben sehen soll. — Gib mir Deine Hand, Raimund, zum Zeihen, daß Du mir verzeihen hast — dies und alles Andere, was ich vielleicht jemals gegen Dich gesündigt!“

Er that, wie sie verlangte. Die Ruhe und Ueber-legung, mit der sie sprach, ließ ihn fast irre werden an der Aufrichtigkeit ihres Mommers.

„Sprich jetzt nicht von Sühnen und Vergeben. Rita! — Viel eher bin ich es, der um Verzeihung bitten muß, daß er sich jemals anmaßen konnte, die Miene eines Richters gegen Dich anzunehmen!“

Sie neigte wie zuhmend das Haupt.

„Ja, wir Alle sind, wie stark wir uns auch glauben, doch nur schwache und willenlose Geschöpfe, wenn die Ver-suchung über uns kommt! Ich weiß wohl, daß Du heute milder denkst über mein Verzeihen, als noch vor wenigen Tagen. Ich habe ja auch die härteste Buße dafür er-fahren müssen, die einem herrlichen Weibe auferlegt werden kann. Fast bußhäßig ist der Fluch meines Vaters an mir in Erfüllung gegangen. Was ich in sträflichem Leicht-sinne und in armerlicher Selbstsucht an meiner armen Mutter verbrochen, das wurde mir an meinem eigenen unschuldigen Kinde vergolten. Ein instinktives Empfinden lehrte es, mich zu verabsäumen, und in der schwermsten Stunde seines jungen Daseins mußte ich mit brechendem Herzen von ferne stehen und unfähig zusehen, wie ihm fremde Hände die letzten Liebesdienste erwiesen. Was ich an diesem gefrigen Nachmittage gelitten habe, das kann Keiner ahnen, der nicht ein Gleiches erfahren hat. Aber ich will nicht, daß Du mich darum bemitleidest! Ich duldete nur, was ich verschuldet hatte, und wie hart auch meine Strafe war, sie ist nichts als gerecht. Nun ist das alles vorüber, und es kann in dem Herzen meines armen Guido nicht stiller sein, als in dem meinigen. Das an keinem Erdenleib und selbstthätigen Wünschen bis dahin noch in mir lebte, das ist für immer abgethan und gehoben, und von der

Fürstin Baranow, die Du einmal Deiner Seele würdig hieltest, ist nichts geblieben, als eine seelenlose, welke, ge-brochene Hülle.“

„Rita!“ fiel er ihr in tiefer Bewegung in's Wort, entschlossen, seiner Zueignung einen einmal schlichten Aus-druck zu geben; aber sie ließ ihn nicht einmal ausprechen, sondern mehrte ihn freundlich ab.

„Ich weiß wohl, daß Dir Manches unverständlich er-scheinen wird von dem, was ich sage; aber es wird die Zeit kommen, wo Du Alles verstehst! Es ist nicht an der Zeit, jetzt mehr davon zu reden. Du wirst absehen, nicht wahr?“

„Mein Amt macht es mir zur Pflicht, Rita!“

„Und ich habe nicht die Absicht, Dich zurückzuhalten! Ich werde Dir ewig dankbar bleiben für die schwere Opfer, die Du bereits um meines Kindes willen gedroht hast! Damit aber sei es genug!“

„Und welches sind Deine Absichten für die Zukunft?“

„Ich habe noch nicht allsemit hinausgedacht, Rai-mund! Zunächst werde ich die herrlichen Reste Guido's an der Seite meines Vaters bestatten.“

„Wie? Du willst mit ihm nach Rußland reisen?“

„Ja! Ich habe bereits nach meinem Oten tele-graphieren lassen, damit dort alle Vorbereitungen getroffen werden. Mit dem Abendzuge gedenke ich meine Reise an-zutreten.“

„Und — Deins Schwester?“ fragte Nordensfeld, nicht ohne eine gewisse Unsicherheit.

„Sie hat mir das Versprechen gegeben, mich zu be-gleiten. Wenn Alles vorüber ist, wird sie zu meinem Vater zurückkehren. Es war ihr Wunsch so, und ich muß die Verichtigung dieses Wunsches anerkennen.“

„Du wirst mir von Deinen weiteren Entschlüssen natürlich sofort Mitteilung machen?“

„Gewiß! Aber ich hoffe, es wird Dich nicht beun-ruhigen, wenn einige Zeit vergehen sollte, ehe Du eine Nachricht von mir erhältst.“ (Fortf. folgt.)

Das Zeitalter der Maschine.

Von Pastor Raumann in Frankfurt.

Jede Zeit hat das Gefühl, daß in ihr sich die Menschheit umgestaltet, aber die Gebiete, auf denen man die Umgestaltung wahrnimmt, und die Helligkeit, mit der die Vollkommenheit sie empfindet, sind sehr verschieden. Heute ändert sich nicht bloß der Gesichtskreis der oberen Schichten, es ändert sich Leben und Lebensauffassung von unten her nach oben hin. Das Eis einer alten festen Volkstradition hebt sich, als wolle es brechen, noch hat das Treiben der Schollen nicht begonnen, aber man fühlt: so, wie es ist, kann es nicht bleiben. Alte Stämme sind morisch, alte Parteien sind müde, alte Däpfer verstehen die Zeit nicht mehr. Was ist die Ursache solcher Umänderung? Die Ursache ist nicht eine einzige. Nie ist das Leben so einfach, daß eine einzige Formel zu seiner Erklärung genügt. Eine Hauptursache aber ist die Maschine.

Wenn wir in solchem Zusammenhang von „Maschine“ reden, so denken wir an den ganzen Fortschritt der modernen Technik. Auch Telegraph und Telefon, auch elektrische Uebertragung und komprimierte Luft sind in diesem Sinne „Maschine“.

Als vor Zeiten Orpheus seine Melodie spielte, da begannen die Bäume, Steine, Thiere, Menschen den Wirbelstanz. Durch die Melodie der tausenden Käder ist ein Tanz von Gegenständen und Personen entsetzt, wie ihn die Welt vor heute nicht gesehen hat. Man denke sich die Eisenbahnen, die Fabriken, die Schnellpressen von dem Erdboden hinweg, er wird uns ansehen, als ob wir träumten. Berlin ohne Maschine, Chicago ohne Elektrizität — das müssen wir zu denken versuchen, wenn wir ahnen wollen, was für uns das Zeitalter der Maschine bedeutet.

Ein halbes Jahrhundert hat riesenhaftes geschaffen. 1838 fuhr das erste Dampfschiff über das Weltmeer, und heute ist der Ozean durchfahren von regelmäßigen Verkehr der großen Dampferlinien.

1830 fuhr die erste Eisenbahn von Manchester nach Liverpool, und jetzt liegen 560 000 Kilometer Schienen auf der Erde, und die Kräfte der Lokomotiven sind so groß, als ob jeder Mensch auf dem weiten Erdenraum jährlich für zwölf Tage ein Pferd zu seiner Verübung hätte.

1844 kam der erste Telegraph in Anwendung und heute blitzen die Worte durch die Meere und über die Wälder.

Auf der elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M. stellten Siemens und Halske eine Maschine auf von 6000 Wiederkräften. Wo hatte vorher ein Mensch soviel konzentrierte Naturgewalt in seiner Hand? Was von Meere gilt, das gilt auch von der Maschine: sie knetet im Mannesmächtigen Verarbeiten das Eisen wie Brotteig, und sie zerpuscht die zarteste Wolle feiner, als es die Fingern einer Jungfrau vermögen. Unerforschlich wirkt die Maschine Gegenstände in die Welt. Daß ihr einmal zugesellen, wie die fertigen Leistungen in die Röhre hineingepreßelt werden? Der Fabrikherr, wie endloses Garn sich im Ru auf hundert Spulen dreht? Während vor Zeit ein Mann an einem Tage drei Dutzend Paar Hemdenknöpfe herstellte, schafft ein Knabe an der Maschine 9000 Paar. Während der Nagelschmied als allerhöchste Leistung täglich 2000 kleine Nägels fertigt, entstehen unter Leitung eines Menschen durch die Maschine 500 000.

Und bei alledem ist die Maschine selbst ein immer erst werdendes. Man kann mit Recht von einem Kampf um das Dasein unter den Maschinen reden. Die größere Maschine verschlingt die kleinere, die neuere Konstruktion erhebt sich wider die ältere. Franzia Jahre machen oft den größten Unterschied: 1860 — 70 lieferte ein europäischer Spinner soviel wie 100 indische Handweber, 1890 soviel wie 1600 Chinesen oder 3000 Hindus.

Ueberall steht die Maschine. Sie klettert auf den Pfosten, sie durchbohrt den Saft Gotthard, sie fließt da, wo die Flüsse entspringen, und dort, wo sie sich ins Meer ergießen, sie hat ihren Weg am Rhein und am La Plata, sie dient der Großstadt und dem Landgut, dem Hospital und dem Theater. Ueberall, überall rollt es, summt es, schafft es.

Woziel es wohl Maschinen giebt? Sie sind fast schon wie die Sterne am Himmel und der Sand am Meer. Dennoch hat es der ökonomische Nationalökonom Herzka vor etlichen Jahren gewagt, die Summe der in Maschinen vorhandenen Kräfte abzuschätzen. Er rechnete fünf Milliarden Menschenkräfte. Auf den Kopf der abendländisch-amerikanischen Bevölkerung macht dies zwölfeinhalb, auf die Familie durchschnittlich sechzig Diener. Wer nun weiß, daß im alten Äthen auf eine Bürgerfamilie zehn Sklaven kamen, der rechne sich aus, daß bei gleicher Verteilung der Maschinenleistungen heute ohne Sklaverei jeder Haushalt der Kulturvoller viel mehr dienende Kraft zur Verfügung haben könnte, als einstmals das stolze Geschlecht der freien Herren.

Mag aber diese Milliardenrechnung zutreffen oder nicht, jedenfalls sind wir noch lange nicht am Ende des Kraftwachses für die Arbeit der Menschen. Soviel wir wissen, was er der jüngst verstorbene Siemens, der am Niagarafall sich fragte, wieviel ungenützte Kraft in diesem tosenden Gemäuer verschwendet würde. Man sagt, es seien zwölfeinhalb Millionen Pferdestärken, ein Kapital von unermüdblicher Arbeitsleistung für die wachsenden Menschenhände im Westen Nordamerikas. Und wie mancher Bach rollt noch hold und naiv zu Thal, den der Techniker in seine Schule nehmen könnte. Einst ähnte man organische Wesen, bis sie Haustiere wurden, heute zählt man organische Bewegungen, bis sie Gesellschaftselemente sind. Die wilden Wasser, sie werden sterben, wie das wilde Gethier vor der zahmen Thierwelt in Nichts verank. Ja selbst die Sonnenstrahlen sollen nicht mehr ohne Dienst

und Arbeit in diese schaffenseifrige Welt hineinstrahlen dürfen wie spielende Kinder, man will sie auf großen Dächern gemischt fangen, ersondelt und in Sammelapparate leiten. Wer weiß, was noch alles kommt? Die Welt ist noch voll von Reimen, und noch immer ist das Klima der Kulturmenschen ihrer Entfaltung günstig.

Aus Stadt und Land.

Vant, 4. September. Vor einer ziemlich gut besuchten Volksversammlung erstattete am Sonnabend in der „Arche“ unter Delegirten zum internationalen Arbeiterkongress in Zürich, Genosse Paul Hug, sein Referat über die Verhandlungen des Kongresses. Da wir seiner Zeit ausführlicher darüber berichtet, so verzichten wir für heute darauf, auf die Einzelheiten des mit großem Beifall aufgenommenen Referats einzugehen. Längere Zeit nahmen die Ausführungen des Referenten, betreffend den Ausschluß der sogenannten „Unabhängigen“ und „Anarchisten“ vom Kongress in Anspruch. Genosse Hug schloß seinen Bericht mit den Worten des schweizerischen Arbeitersekretärs Greulich, daß wir auch in Zukunft uns nicht phantomartig in der Luft, sondern auf realem Boden bewegen sollen, dann würde auch die Sache des Proletariats zum Siege gelangen. Zwei sich in der Diskussion zum Worte Meldende konnten sich mit dem Beschluß, durch welchen die Unabhängigen und Anarchisten ausgeschlossen wurden, nicht einverstanden erklären, blieben aber mit ihrer Ansicht allein, wenigstens hieß die große überwiegende Mehrheit der Versammlungsbesucher durch ihren Beifall den Beschluß gut. Da Weiteres nicht vorlag und eine Anregung, in nächster Zeit eine öffentliche Volksversammlung mit dem Thema: „Parlamentarismus und Anarchismus“ einzuberufen, vom Vorstehenden beantwortet worden war, erfolgte Schluß der Versammlung.

Vant, 4. Sept. Während die ersten beiden Tage des ersten Herbstmonats recht günstig kalt und naß waren, hatte man sich gestern einer vorwiegend heiteren Bitterung zu erfreuen, was denn auch von Hunderten, ja wir möchten sagen von Tausenden aus Nah und Fern zu Ausflügen und Spaziergängen benutzt wurde und das sicherlich auch mit Recht. Wenn auch die deutsche Seewarte uns damit zu trösten vermag, daß demnächst ein Zeitraum ruhiger und heiterer Bitterung mit steigender Temperatur eintreten wird, so werden wir uns doch sagen müssen, daß die schönen Sonntage jedenfalls nur noch knapp gezählt sind. — Trotz der vorgedrittenen Zeit und der herbstlichen Kühle kann man in mehreren hiesigen Gärten die Wahrnehmung machen, daß Rirschenbäume stellenweise zum zweiten Male blühen und ebenfalls ganz kleine Früchte tragen.

Wilhelmsbaven, 4. September. Heute hat uns die Manöverkette wieder verlassen, um in der Nord- bzw. Ostsee zu manövrieren. Die vierstägige Anwesenheit derselben brachte uns einen bedeutenden Fremdenverkehr, zum größten Theile von den benachbarten Bäder-Inseln. Und besonders gestern waren viele Neugierige — einer förmlichen Völkerwanderung ähnlich — nach den Däfen und Wöolen gepilgert, um die stattliche Anzahl der Schiffe, wie wir sie hier noch nie gesehen, in Augenschein zu nehmen. An Stelle der Freude herrscht nun wieder tiefe Ruhe in Troja's Hallen und unsere Geschäftsleute haben Ruhe, sich von dem angeblichen Goldregen wieder erholen zu können.

Wilhelmsbaven, 4. September. Die Kreuzer-Korvette „Marie“ ist am 31. August in Callao angekommen und geht am 8. September nach Africa.

Wilhelmsbaven, 4. September. In der zweiten Hälfte dieses Monats werden die Reservisten der hiesigen Marine theile entlassen. — Am 3. Oktober finden die ersten Rekruteneinstellungen in diesem Etatsjahre statt und zwar bei der II. Matrosendivision ca. 100 Mann der seemannischen und 200 Mann der Landbevölkerung, bei der II. Berftdivision ca. 50 Mann der Landbevölkerung. Darauf folgen mit den Rekruteneinstellungen am 1. November die vier Matrosen-Artillerie-Abtheilungen, die beiden Seebatalione und die beiden Torpedo-Abtheilungen. Die letzten Rekruten werden in diesem Etatsjahre am 1. Febr. nächsten Jahres eingeehelt.

Idenburg, 3. September. In den am Dienstag beginnenden Landtagsverhandlungen wird berichtet: Ueber die Petition der Jagdinteressenten des Amtsbezirks Delmenhorst wegen Verlegung der Jagderöffnungstermine beantragt der Petitionsausschuß: Der Landtag wolle die Petition der großherzoglichen Staatsregierung zur Erwägung überweisen. Bezüglich der Petition des Stadtraths und Magistrats der Stadt Elsfeth, betreffend Vertrag zwischen Idenburg und Bremen über die Ausführung der Korrektion der Unterwieser vom 24. November 1887, hier Vertiefung des Refumer Lochs, beantragt der Petitionsausschuß Ueberlegung zur Tagesordnung. — Die Tagesordnung für die Dienstags-Sitzung des Landtages lautet: 1) Abstimmung über die Vorlage, betreffend Zusatzartikel zum Staatsgrundgesetz. 2) Mündlicher Bericht des Petitionsausschusses über die Petition der Jagdinteressenten des Amtsbezirks Delmenhorst wegen Verlegung der Jagderöffnungstermine. 3) Mündlicher Bericht desselben Ausschusses über die Petition des Stadtraths und Magistrats der Stadt Elsfeth, betreffend Vertrag zwischen Idenburg und Bremen über die Ausführung der Korrektion der Unterwieser vom 24. November 1887, hier: Vertiefung des Refumer Lochs.

Bremen, 3. September. Beschwunden ist seit Freitag der erste Kontrolleur der Bremer Straßenbahn, Graue. Er hat ca. 2800 M., die ihm eingekündigt waren, um die Angekündigten zu lohnen, mitgehen heißen. Ueber die Ursache seines plötzlichen Verschwindens herrscht noch tiefes Dunkel.

Vermischtes.

— Mortara. Das Ausrufen des Augustinerpaters Mortara auf dem Rathholzentage zu Würzburg bringt, wie wir neulich schon kurz ausführten, die Jugendgeschichte des Mannes in Erinnerung und mag sie Denen, die sie nicht kennen, etwas ausführlicher, als wir es neulich brachten, nach den Quellenforschungen des Dr. Berliner, mitgetheilt sein. Derselbe schreibt: Es war am 20. Juni 1858, Abende 8 Uhr, da traten in Bologna fünf päpstliche Gensdarmen, von einem Mönche der Inquisition geführt, in das Haus der jüdischen Familie Mortara und entrieffen ihr einen sechsjährigen Knaben, der nach ihrer Behauptung zwei Jahre vorher, als er sehr krank war, von einer christlichen Magd heimlich getauft worden war. Der Knabe wurde nach Rom in das Haus der Ratschmänner gebracht und dort zum Christen erzogen. Bergehens waren alle Vorstellungen, die von Seiten einflussreicher Persönlichkeiten, ja von den Vertretern fast aller europäischen Regierungen gegen einen solchen barbarischen Akt erhoben wurden. Für die Lage der Juden in Rom ist es gewiß viel bezeichnend, daß bald darauf der kleine Mortara von einem Priester durch das Obetto, und zwar besonders in dem Theile, in welchem die ärmste Bevölkerung wohnte, spazieren geführt wurde. Die jüdische Gemeinde Rom's wagte es auch nicht einmal, sich den anderen jüdischen Gemeinden in Italien und im Auslande anzuschließen, um dem Papst die Bitte, das geraubte Kind den Eltern wiederzugeben, zu unterbreiten. Dennoch aber sollten die Vertreter der Gemeinde in der Neujahrsraablung vom 2. Februar 1859 Worte hören, die sie bis tief in das Innerste hinein verwunden mußten. Der Papst wollte durchaus die jüdische Gemeinde für die Pelemit in der Presse verantwortlich machen. „Aber mögen die Zeitungen nach ihrem Belieben schreiben, ich lache die ganze Welt aus!“ (Io me la rido di tutto il mondo). Charakteristisch ist die Rechtfertigung, die der Papst für die gewaltthätige That vorbrachte. Herr Tagliacozzo, einer der drei Deputirten der jüdischen Gemeinde, bemerkte, daß die Magd, die das Kind getauft haben wolle, für ihre eigenen Worte wenig Glauben verdiene. Der Papst erwiderte: „Wer sie auch war, sie hatte kein Interesse daran, die Unwahrheit zu sagen.“ Als Herr Tagliacozzo darauf antwortete, sie habe sich aus Rache gegen ihre Herrschaft dazu verleben lassen, weil sie entlassen war, antwortete der Papst: „Jedenfalls verlangte der Knabe (von sechs Jahren!) Christ werden zu wollen — und da hätte ich ihn wegsagen sollen? Ich weiß, daß man antworten könnte, daß er unter dem Einflusse seiner Umgebung stand, aber ich kann behaupten, daß alles, was er in dieser Beziehung kundgegeben hat, ganz freiwillig erfolgt ist.“ Der Leser wird sich selbst ein Urtheil über den Werth solcher Worte bilden; sie bedürfen keines weiteren Kommentars. — Ein ähnlicher Fall ereignete sich 1864, wo man einen 11-jährigen jüdischen Knaben Namens Fortunato Soen gemaltsam taufte. Der Untergang des Kirchenstaates machte aller Möglichkeit, derartige Verlegungen zu wiederholen, ein Ende. Als am 20. September 1870 die Italiener in Rom eingerückt waren, entstand auch die Frage nach Mortara. Er stürzte in einem Kloster, aber da er inzwischen großjährig geworden war und erklärte, daß er Katholik bleiben und Geistlicher werden wolle, so mußte man ihn gewähren lassen. Der „Fall Mortara“ hat aber nicht wenig dazu beigetragen, die öffentliche Meinung Europas gegen den Kirchenstaat aufzubringen, den man mit Freude von der Landkarte verschwinden sah.

— Die Unterbrechung eines Hochs auf den Kaiser hatte am Freitag vor der Ferienkammer in Mannheim eine Bestrafung wegen Majestätsbeleidigung zur Folge. Als der Gesangverein „Frohfinn“ in Weinheim am 9. Juli d. J. ein Gartenfest feierte, wollte der Ländchenermeister Bezel einen Toast auf den Kaiser ausbringen, wurde aber, als er an die Wendung: „Er lebe“ kam, von dem Arbeiter Rich. Pauli mit den Worten: „Wir find kein Kriegereverein, wir brauchen keinen Kaiser!“ von dem Stuhle, auf dem er stand, herabgeschleusen. Pauli erhielt 2 Monate Gefängnis.

Standesamtliche Nachrichten

der Stadt Wilhelmsbaven vom 26. August bis 1. September 1893.

Geboren: Ein Sohn dem Mittelschullehrer Haase, Arbeiter Richter, Schneidemeister Fante, Schuhmachermeister Ribbes, Kaufmann Behrends, Biermeister Tufke; eine Tochter dem Kantinen-Begemann, Premit. Frst. v. Künig, Handlangers Janßen, Oberfeuerwehrmann Blachte, Kaufmann Rod. Außerdem wurde eine uneheliche Geburt (Mädchen) angemeldet.

Aufgehoben: Reichthilf Frau hier und A. Wilms zu Engwarden, Oberfeuerwehrmann Schmitz hier und G. Oberwald zu Kiel, Schlosser Baule zu Vant und A. Bengel hier, Werftarbeiter Reich und G. Gerden, beide hier, Matrose Lüder hier und D. Biermann zu Hamburg, Sergeant König hier. G. Bettinger zu Dabemier, Matrose Gerath und G. Timmen, beide zu Hüllersloh.

Gefälligungen: Werftarbeiter Krüger und A. Krauß, beide hier, Klempner Hoffmann und A. Bode, beide hier, Photograph und Walter Sierl und R. Karst, beide hier.

Storben: Ehe. Witten, geb. Zimmermann, 69 J., Kgl. Kammerherr, Reichsgraf von Rüttdau, 56 J., Schlosser Delmer, 24 J., Remmich Gaaßen, 18 J., Tochter des Formers Ruch, 1 J., Ehefrau des Arbeiters Damler, geb. Dieren, 57 J., Tochter des Schlossers Hoppe, 25 J. Außerdem wurde eine Todgeburt (Mädchen) angemeldet.

Verbands-Kalender.

Vant-Wilhelmsbaven.

„Verband der Maurer“. Dienstag, den 5. Sept., 8 Uhr: Versammlung bei Feld.

Schwasser.

Vant-Wilhelmsbaven.

Dienstag, den 5. September Vorm. 6.52, Nachm. 7.48.

